

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 38 (2005)

Artikel: Schwedische Privatprosa 1650-1710 : Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich
Autor: Müller, Silvia
Kapitel: 1: Quantitative Stilanalyse
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Quantitative Stilanalyse

1.1 Zum Begriff „Stil“

Zu den Vorbereitungen jeder Textanalyse gehört die Entscheidung für eine Textbeschreibungsstrategie. Den meisten Modellen zur sprachlichen Textbeschreibung gemeinsam ist die Terminologie: Stil, stilistisch, Stilanalyse, Stilmerkmal usw. sind darin offensichtlich unersetzliche Begriffe. Trotzdem stehen als durchgängiger Topos am Eingang fast jeder Arbeit zur Stilistik Klagen über die konzeptuellen und definitonischen Probleme des Stilbegriffs und über eine unübersichtlich reiche Sekundärliteratur.⁴ Tatsächlich sind wenige geisteswissenschaftliche Termini so verbreitet und dabei so umstritten wie der Begriff Stil. Die immer wieder angestrebte Begriffsklärung hat bis heute keine Definitionen geliefert, die zumindest in den einzelnen Disziplinen erschöpfend gültig wären, von einer fächerübergreifenden Begriffsdefinition ganz zu schweigen. Dass begriffliche Schwierigkeiten bestehen, bezeugt eine in letzter Zeit intensiverte, interdisziplinäre Beschäftigung mit dem Stilbegriff.⁵ Unbeirrt von seinen Unzulänglichkeiten halten viele Autoren an ihm als Arbeitsinstrument fest, in der Meinung, seine Mängel sollte „nicht dazu verführen, den Begriff völlig aufzugeben. Dasselbe gilt für viele abstrakte und allgemeine Begriffe, ohne die weder Humanisten noch Naturwissenschaftler in der Analyse, im Vergleich und in der Bewertung von Hypothesen auskommen könnten.“⁶

Schwäche und Stärke des Terminus hängen eng zusammen. Der Begriff Stil ist gleichzeitig vage und abstrakt, und letzteres gleich in zweierlei Hinsicht:

„Stil“ ist natürlich eine Abstraktion, und zwar in erster Linie in diesem Sinn, dass er nur einen von den vielen Aspekten einer literarischen Schöpfung darstellt.[...] Der Begriff ist aber noch in einem weiteren Sinne abstrakt. Viele Begriffe von Stil implizieren etwas Individuelles im Gegensatz zu etwas Allgemeinem; es geht mit anderen Worten darum, individuelle Eigenschaften und solche, die mit anderen Werken geteilt werden, gegeneinander abzuwägen.⁷

In diesem Zitat ist ausdrücklich vom Stilbegriff der Literaturwissenschaft die Rede. Dort und in den Sprachwissenschaften ist der Terminus möglicherweise noch heterogener als in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen. An dieser Stelle kann lediglich auf ausführliche Aufarbeitungen der verschiedenen Definitionen des Hilfs- und Sammelbegriffes Stil verwiesen werden.⁸

4 Sanders 1995:386; Püschel 1995:303; Selting 2001:3.

5 U.a. Gumbrecht/Pfeiffer (Hgg.) (1986); Jakobs/Rothkegel (Hgg.) (2001).

6 So argumentieren schon Spencer/Gregory 1964:55.

7 Spencer/Gregory 1964:55.

8 Übersichten über verschiedene Stilkonzeptionen z.B. in Abraham 1996:7–89 (mit kri-

1.2 Prämissen sprachstilistischer Untersuchungen

Sprachwissenschaftlich operierende Stiluntersuchungen gehen von folgenden, meist stillschweigend gemachten Prämissen aus:⁹ Stil unterliegt wie jede kulturelle Äußerung Einflüssen durch das Individuum, die Geschichte/Epoche, die Tradition usw. Sprachstil resultiert aus isolierbaren linguistischen Einzelmerkmalen, die, zumindest in verschiedenen Kombinationen untereinander, auch noch im Vergleich mehrerer Texte unterscheidungswirksam sind. Noch grundsätzlichere und selten formulierte Prämissen der linguistisch basierten Stilanalyse nennt Saporta:

(1) The application of linguistics to poetry must assume that poetry is language and disregard whatever else poetry may be. (2) Syntactic statements, that is, distributional statements, are to be explored before semantic, if only because they seem to afford the desired degree of precision. (3) Stylistics is in some way dependent on linguistics, since style cannot be clearly defined without reference to grammar; but whereas the aim of grammatical analysis is essentially predictive, the aim of stylistic analysis is primarily classificatory.¹⁰

Ob Präzision von Beschreibung und Erkenntnis tatsächlich eher mit der Untersuchung von grammatischen Aspekten als von semantischen einhergeht, wurde vielfach diskutiert. Unbestritten ist jedoch, dass semantische Merkmale schwieriger quantifizierbar und operationalisierbar sind.

Grundsätzlich besteht in der Textbeschreibung die Möglichkeit der Arbeit an Einzeltexten oder an einem Textkorpus. Es wäre aber ein Trugschluss, den Hauptunterschied dieser beiden Arbeitsweisen darin zu sehen, dass die Analyse von Einzeltexten ohne Rückgriff auf vergleichende Operationen erfolge. Gegen jene Verfechter von ‚rein literarischen‘ Analysemethoden gegenüber den linguistisch und/oder statistisch vergleichenden Methoden, die sich auf dieses Argument abstützen, stellt sich Bernd Spillner:

In einigen Richtungen der literaturbezogenen Stilanalyse wurde vorgegeben, ohne Vergleich zu arbeiten [...]. Tatsächlich sind bei Analysen und Interpretationen immer Bezüge zu Sprachnorm und Sprachgebrauch eingeflossen, ferner Leseerfahrungen des Interpreten, literarhistorische Kenntnisse und Lesererwartungen an die Gattung. Es wurde also sehr wohl verglichen, allerdings implizit und ohne das methodische Vorgehen offenzulegen.

Landläufige Aussagen der literarischen Stilistik wie
– ‘In der dritten Strophe dominiert der unheil drohende Laut *u*.’
– ‘Céline bevorzugt Naturmetaphern.’

sind also unmethodisch und in dieser Form sinnlos. Die Aussagen müssten vergleichend bezogen werden auf andere Textteile, auf ein Text-Corpus von zeitgenössischen Autoren, auf sprachstatistische Erhebungen, Paralleltex te etc. Aussagen der genannten Art halten übrigens einer empirischen Überprüfung nicht stand.¹¹

tischer Darstellung der damit verbundenen methodischen Probleme), Spillner 1974: 25–59, Westman 1974:199–202, Sowinski 1991:17–51.

9 Prämissen nach Bolz 1984:196–197.

10 Saporta 1960:93.

11 Spillner 1997:208. Auch Enkvist 1973:127ff. widmet den häufigen „pseudoquantita-

Gleichzeitig enthalten Begriffe wie „dominieren“ und „bevorzugen“ eine versteckte quantitative Aussage; Thavenius nennt sie „det pseudokvantitativa inslaget [...] i denna forskning [(ofta, typisk, utmärkande osv.)]“. Solche Begriffe machen eine rudimentäre Statistik aus und weisen der Vorkommenshäufigkeit eine gewisse Rolle in der Stilanalyse zu, wie Peter Hallberg im Einleitungskapitel der programmatischen schwedischen Publikation zu neuen literaturwissenschaftlichen Methoden 1966 festhielt:

Det är alltså snarare en fråga om gradskillnad än om något principiellt nytt, om man också på det här området tar steget över till en siffermässig presentation av sina iakttagelser och resultat.¹²

Das in der Linguistik oft geäußerte Unbehagen gegenüber dem Terminus „Stil“ gründet vor allem in der geringen Kompatibilität mit dem traditionellen literarischen Stilbegriff. Die literaturwissenschaftliche Stilistik war lange Zeit ausschliesslich auf poetische Texte oder zumindest auf solche mit einem ästhetischen Mindestanspruch ausgerichtet und verfolgte das Ziel, die individuellen Realisierungen dieser ästhetischen Absicht auszuleuchten. Dem schwer fassbaren und auch fachintern umstrittenen Stilbegriff der Literaturwissenschaft stellte man von linguistischer Seite die „Forderung nach wissenschaftlicher Überprüfbarkeit und methodischer Operationalisierbarkeit“¹³ entgegen.

Dieses Desiderat am konsequentesten umgesetzt hat die seit den 40er, vor allem aber in den 60er Jahren entwickelte statistisch arbeitende Linguostilistik. Zwar ist auch sie erwartungsgemäss am Ziel, *den* Stil eines Textes oder eines Individuums bis auf den Grund auszuloten, ebenso gescheitert wie die Methoden anderer Ausrichtung.¹⁴ Als taxonomische Disziplin verhalf sie jedoch zu wichtigen, an Korpora überprüfaren Einsichten zur Sprachgestaltung. Ihre Ergebnisse zeigen oft textliche Eigenschaften, deren Wirkung als Stilmittel ohne die Quantifikation übersehen worden wäre. Gleichzeitig verhalf die Linguostilistik auch zur (häufig so bezeichneten) „objektiven“ Bestimmung sprachlichen „Standardverhaltens“ – statt von „objektiv“ sollte man jedoch besser von „kontrollierbar“ oder „nachvollziehbar“ sprechen. Mit der Verwendung von quantitativen Methoden und Computertechnologie geht zweifellos nicht die „pure Objektivität“ einher, wohl aber eine gewissermassen mechanische „Unbestechlichkeit“:

It is evident that intuition is involved at several stages: which features to study, how delicately to code, how to interpret the findings. It has long been widely recognized that stylistic statistics merely provide quantitative evidence whose significance can be assessed only by experience and common sense. [...] When correctly instructed, com-

tiven“ Denkmustern in Stiluntersuchungen einen längeren Abschnitt und fordert, es müsse sowohl der Untersuchungstext als auch die Norm, mit der er verglichen werden soll, explizit definiert sein.

12 Hallberg 1966:9; im gleichen Band auch Thavenius (S. 43).

13 Abraham 1996:156.

14 Häufig vorgebrachte Argumente für und wider quantitativ-statistisch arbeitende Stiluntersuchungen finden sich bei Thavenius 1966:44ff., Abraham 1996, Kap. 2.1.8,

puters make it more difficult to overlook inconvenient instances, and are to that extent a move towards descriptive neutrality.¹⁵

Alle mathematisch operierenden Bereiche der Linguistik haben sich allerdings längst zu äusserst spezialisierten Disziplinen entwickelt, die für Linguisten mit durchschnittlichen Mathematikkenntnissen unzugänglich sind. Skepsis gegenüber dem heuristischen Wert quantitativer Stilanalyseverfahren ist wohl teilweise auch auf Frustrationen über das ausgeprägte mathematisch-statistische Interesse der Disziplin zurückzuführen. Verschiedene Autoren haben es sich zur Aufgabe gemacht, den quantitativen Methoden in Linguistik und Literaturwissenschaft ein adäquates theoretisches Fundament zu verleihen und ihre Leistungsfähigkeit zu belegen.¹⁶ Mit den Worten Juhan Tuldavas:¹⁷

In unserer Zeit besteht keine Notwendigkeit mehr, die Anwendung quantitativer Kriterien in linguistischen, darunter lexikologischen, Untersuchungen zu verteidigen. Quantitative (besonders statistische) Methoden sind schon seit langem in der Linguistik etabliert. Um quantitative Methoden bei der Untersuchung von Forschungsobjekten anwenden zu können, reicht es, „dass die Eigenschaften dieser Objekte Wiederholbarkeit, Periodizität und in einem bestimmten Ausmass invariante Beziehungen sowie eine gesetzmässige Verteilung ihrer Parameter usw. besitzen“.

1.3 Stilkonzeptionen

Als Grundlage der meisten Sprachstildefinitionen kann gelten, dass Stil das Resultat einer Auswahl zwischen verschiedenen Optionen des sprachlichen Ausdrucks ist.¹⁸ Die Auswahl geschieht in mehrstufigen Selektionen, die jeweils die weiterhin zur Verfügung stehenden Wahlmöglichkeiten einengen und steuern. Wesentliche Auswahlstufen sind die Kommunikationsintention, die Wahl des Redegegenstandes, des sprachlichen Kodes (Dialekt, Hochsprache, Fremdsprache etc.), die grammatische Wahl (d.h. der Zwang, einmal begonnene grammatische Konstruktionen wie Frage- oder Aussagesatz korrekt zu Ende zu führen) sowie als letzte Stufe die eigentliche „stilistische Wahl“ („unter den noch verbleibenden semantisch äquivalenten fakultativen Ausdrucksmöglichkeiten kann der Sprecher eine stilistische Wahl treffen“).¹⁹ Stilistisch bedeutsam sind folglich sowohl fakultative als auch sprachsystematische obligatorische Erscheinungen. Nicht stilwirksam sind hingegen Texteigenschaften, die allein vom Sprachsystem abhängen, etwa die Anzahl verschiedener Phoneme in einem Text; solche suprastilistischen Charakteristiken variieren in der Regel nicht in Abhängigkeit von pragmatischen Faktoren oder stilistischen Intentionen. Die pragmatischen Faktoren gelten als

15 Stubbs 1996:154.

16 Stellvertretend sei hier nur auf Köhler/Altmann 1989, Altmann 1972, Pieper 1979 und Thavenius 1966 verwiesen.

17 Tuldava 1998:10.

18 Grimm 1991:14–25 bietet zur Auswahltheorie eine Übersicht und Besprechung ihrer wichtigsten Vertreter und deren Positionen.

19 Spillner 1974:47.

stilbeeinflussend. Dazu zählen subjektive, individuelle Eigenschaften wie Sprachbeherrschung, verbale Vorlieben, Stimmung etc. sowie objektive wie Textfunktion, Textsortenmodelle, Code und Kanal, thematische und grammatische Vorgaben usw.²⁰ Jeder Text ist somit das Produkt einer komplexen Entscheidungskette. Gleichzeitig entsteht Stil erst mit der Bündelung verschiedener Merkmale; eine Stilbestimmung aufgrund singulärer Charakteristika, wie sie in der empirischen Stilforschung vielfach versucht wurde, scheint mittlerweile unhaltbar.²¹

Die neuere Linguistik entfaltete ein Konzept von „Stil als Vermittlung zwischen Norm und Abweichung“, das von den Anhängern einer „hermeneutisch-intuitiven Stilforschung“²² als Usurpation ihres angestammten Forschungsgebietes gewertet und dessen Nutzen angezweifelt wurde. Birgit Stolt beispielsweise definiert Stil als

ein System von Möglichkeiten innerhalb eines gesellschaftlich bedingten Rahmens. Der vom Individuum realisierte Stil ist eine Funktion von Konformismus und Originalität. Mithin sind es nicht „Abweichungen“ von einer (wie auch immer geschaffenen) Norm, die relevant sind, sondern im Blickpunkt steht die Kombination von obligatorischen und fakultativen Elementen.²³

Sprachliche Originalität wird damit explizit als ein Wahlverfahren verstanden, das innerhalb der zu erwartenden sprachlichen Möglichkeiten verbleibt.²⁴ Diese Konzeption nimmt deutlichen Abstand von der Stildefinition der deviatorischen Stilistik als „Ergebnis einer dem untersuchten Text (und/oder seinem Autor) je eigentümlichen Weise der Kombination sprachlicher Elemente, deren Verknüpfung in mehr oder weniger grosser *Abweichung* von der sprachlichen Norm erfolg[t]“.²⁵

Spillner bespricht Positionen und Vertreter der Abweichungstilistik ausführlich. Seine Kritik an dieser Konzeption, summiert in sieben Punkten, betrifft 1) die Folgerung, dass es Texte ohne Stil geben müsste, nämlich diejenigen, die von keiner Norm abweichen (sowohl was Sprache als auch Textsortenerwartungen betrifft); 2) weder Norm noch Abweichung exakt definierbar sind; 3) Stil rein negativ definiert wird, ohne dass sich daraus in der Stiltheorie qualitative Aussagen ergeben; 4) Abweichungen und

20 Vgl. Grotjahn 1979:76.

21 Pieper 1979:22.

22 Abraham 1996:154.

23 Stolt 1984:163; Wiederaufnahme und weitere Erläuterung der Definition in Stolt 1995:379ff.

24 Abraham 1996:154 spricht in diesem Fall von der ‘paradigmatischen Hypothese’.

25 Definition bei Abraham 1996:154; dies nennt er die ‘syntagmatische Hypothese’.

Grundsätzlich sind alle Stilkonzeptionen als deviatorisch zu bezeichnen, die mit Abweichungen von einer – beispielsweise empirisch durch Vergleich gewonnenen – Norm operieren. Die Kritik bündelte sich jedoch vor allem gegen Stilauffassungen wie die von Riffaterre, der „nur der Abweichung von der Lesererwartung Stilcharakter zu-erkennt“ (Sowinski 1991:38). Da Normabweichungen hauptsächlich in der poetischen Sprache als Stilmittel verwendet werden, ist dieses Stilkonzept für einen Grossteil der sprachlichen Produktion ohnehin weniger geeignet.

Stilmerkmale in der Realität nicht deckungsgleich sind; 5) kommunikationstheoretische Aspekte zugunsten des Vergleichs eines Textphänomens mit der Norm vernachlässigt werden; 6) die Theorie sich für die Beschreibung von experimentellen poetischen Schreibweisen eignet, nicht aber von 'normalem' Stil; 7) die Gefahr besteht, das Augenmerk auf die wenigen ungewöhnlichen Stilmerkmale zu richten und den Text in seiner Gesamtstruktur zu vernachlässigen.²⁶

Sowohl die Wahl- als auch die Abweichungshypothese sind aus theoretischer Sicht idealisierend und in der Praxis nur begrenzt anwendbar. Zweifellos können gegen alle linguistisch operierenden Stilkonzeptionen berechnete Einwände von der theoretischen und/oder methodischen Warte erhoben werden. Gegen eine sich nur auf den Aspekt der Wahl abstützende Stildefinition spricht, dass es einerseits unmöglich ist, alle alternativen sprachlichen Wahlmöglichkeiten überhaupt zu erfassen, und dass andererseits deren Gleichwertigkeit bzw. Synonymität nicht ohne Wissen um die Sprecherintention beurteilt werden können.²⁷

Hermeneutisch dürfte am ehesten ein kombiniertes linguostilistisches Konzept von 'Auswahl und Abweichung' greifen – allerdings unter der Bedingung, dass man sich der Versuchung zur Vereindeutigung des in die stilistische 'Nullage' Rückübersetzten (angeblich Rückübersetzbaren) bewusst ist.²⁸

Quantitative Stiluntersuchungen stellen, eine genügend breite Selektion der Stilmerkmale vorausgesetzt, ein solches kombiniertes Verfahren dar, das sowohl Wahl- als auch Abweichungsphänomene beachtet. Aus der Sicht der quantitativen Stilistik ist Stil beschreibbar durch das Einhalten und Abweichen von Normen, welche durch das jeweilige Untersuchungskorpus selbst festgelegt werden.

1.3.1 Stilkonzeptionen pragmatischer Ausrichtung

Die Entwicklung der deskriptiven Stilistik der letzten 25 Jahre mündete – wie diejenige der anderen Textwissenschaften – in einen verstärkten Einbezug kommunikationswissenschaftlicher bzw. pragmatischer Aspekte. Unter „Stil“ versteht die Linguistik zudem nicht mehr nur eine Eigenschaft schriftlicher Texte, sondern auch von Gesprächen und Gesprächsphasen (u.a.).²⁹ Ihrem Forschungsabriss von 1995 lässt Sandig eine Stildefinition folgen, die den Handlungscharakter der sprachlichen Wahl unterstreicht:

Sprachlicher Stil ist die sozial relevante Art der Durchführung einer Handlung mittels Text oder interaktiv als Gespräch. Diese Art der Handlungsdurchführung wird durch Eigenschaften des Textes oder des Gesprächs im Kontext ausgedrückt und ist bezogen

26 Spillner 1974:31–40.

27 vgl. Abraham 1996:153–160.

28 Abraham 1996:159.

29 Sandig 1995:33.

auf Komponenten der Interaktion; in Bezug auf diese wird die Handlung mit stilistischem Sinn angereichert.³⁰

Aus pragmatischem Blickwinkel werden die bereits genannten Voraussetzungen von Stilbegriff wie Stilanalyse durch zusätzliche Merkmale ergänzt. Sandigs Definition impliziert, dass Stile zeitgebunden sind, Moden reflektieren und sich verändern. Äußere Faktoren wie Institution, Situationstyp und Medium prägen sie. Stil ist ein wesentliches Mittel der sprachlichen Selbstdarstellung, das soziale Zugehörigkeit und Individualität einerseits demonstriert und andererseits konstituiert. Stil dient der Gestaltung sozialer Beziehungen; mit ihm werden sozial relevante Handlungstypen als solche differenziert.³¹

Der Versuch, eine erfolgreiche Text- bzw. Stilanalyse ausschliesslich auf die Analyse der sprachlichen Ausformung abzustützen, ist daher grundsätzlich problematisch. Bei allen Textsorten (und erst recht bei Gebrauchstexten) sollte eine Stilanalyse auch kommunikativ-pragmatische und thematische Aspekte einbeziehen. Pragmatische Aspekte sind Untersuchungsbestandteil praktisch aller neueren Arbeiten und Lehrmittel zur Stilanalyse geworden. In neuester Zeit wird gar gefordert, dass die Linguistik ihren Platz im Gefüge der Verhaltenswissenschaften einnehmen und dass der kommunikativ-pragmatische Ansatz die theoretisch-methodische Bezugsgrundlage *jeder* Textbeschreibung bilden sollte:

Es ist inzwischen aber deutlich geworden, dass eine bloss additive Erweiterung der sprachsystematisch ausgerichteten Textlinguistik um eine kommunikativ-pragmatische Komponente wohl kaum zu einem adäquaten textlinguistischen Beschreibungsmodell führen wird. Vielmehr sind die sprachsystematisch orientierten Textmodelle in den pragmatischen bzw. handlungstheoretischen Forschungsansatz zu integrieren.³²

Als Beschreibungsmethode für Stilmittel nennt Sandig bereits 1984 eine zweistufige Arbeitsweise. Neben der Beschreibung charakteristischer Äusserungseigenschaften mit linguistischen Kategorien stehe die Beschreibung der Bedingungen möglicher Wirkungen.³³

Stil wird auch nicht mehr nur als Resultat einer Produktionsleistung, sondern ebenso einer Rezeptionsleistung verstanden.

30 Sandig 1995:28.

31 Vgl. Sandig 1995:31. Als Beispiel nennt Sandig die Textsorten „Medikamentenbeipackzettel“ und „Kochrezept“, die beide Anweisungsfunktion tragen und dennoch stilistisch klar zu unterscheiden sind.

32 Brinker 1997b:16.

33 Sandig 1984:158. In Sandig 1995:41 spricht sie eine „Methode, Texte ganzheitlich stilistisch zu analysieren“ an: „Man beschreibt ein Textmuster als Zusammenhang von typischer Verwendungssituation, sozialem Zweck und Strukturvorgaben und fragt dann danach, wie dieses im konkreten Fall realisiert ist: ob maximal, minimal, durchschnittlich, abweichend usw.“.

Stil wird aufgefasst als das Resultat aus der Auswahl des Sprechers/Schreibers aus den konkurrierenden Möglichkeiten des Sprachsystems und der Rekonstituierung durch den textrezipierenden Hörer/Leser. Stileffekte ergeben sich erst im dialektischen Wechselspiel zwischen den im Text kodierten Folgen der durch den Autor getroffenen Auswahl und der Reaktion durch den Leser. Stil ist eine Erscheinung an Texten, die im Kommunikationsprozess konstituiert wird. Daher ist Stil keine statische Eigenschaft des Textes, sondern eine virtuelle Qualität, die im Rezeptionsvorgang rekonstruiert werden muss.³⁴

Diese Betrachtungsweise verdeutlicht, dass in pragmatischen Stilkonzeptionen mittlerweile alle Positionen der „klassischen“ Kommunikationsmodelle beim Generieren von Stil involviert sind.

1.3.2 Quantitativ operierende Stilistik

Der oft betonte Gegensatz zwischen qualitativer und quantitativer Methodik ist „mehr oder weniger ein ideologischer“, der über die Kritik an den durch die Naturwissenschaften mittlerweile massgeblich gewordenen mathematischen Verfahren versucht, die traditionellen geisteswissenschaftlichen Verfahren aufzuwerten. Dabei sind die Aspekte nicht trennbar; qualitative Merkmale haben gleichzeitig quantitative Eigenschaften, wie bereits in Kapitel 1.2 angesprochen wurde, und quantitative Merkmale messen letztlich Qualitäten, über die weitgehender fachlicher Konsens besteht.³⁵ Auch die Kritik, es würden häufig Merkmale untersucht, die letztlich nichts Gältiges zur Untersuchungsfrage beitragen, gilt bei Licht betrachtet ebenso oft für qualitative wie für mathematisch operierende Verfahren.

Einzig die Fragestellung sollte die Methoden bestimmen, und wo es ihr dient, sollten beide Zugangsarten komplementär genutzt werden. Die literaturwissenschaftliche Stilforschung beispielsweise arbeitet überwiegend an Einzeltexten. Rein quantitativ operierende Untersuchungen verhelfen dabei nur zu begrenzten Einsichten, weil Vergleichsmöglichkeiten mit den Zahlenwerten anderer Texte fehlen. Auch beim Vergleich einer kleiner Anzahl Texte können nachvollziehbare Unterschiede meist ohne Zuhilfenahme von quantitativen Operationen herausgearbeitet werden (eine andere Frage ist allerdings, ob diese Beobachtungen nach der rechnerischen Überprüfung aller Texte immer noch als relevant gelten dürften). Quantitative Methoden sind vor allem dann sinnvoll, wenn eine grössere Anzahl gleichartiger Texte untersucht werden soll, denn mit zunehmender Korpusgrösse wird die adäquate Beschreibung und gegenseitige Abgrenzung der Texte untereinander ohne Einbezug exakter Messungen immer schwieriger. In der vorliegenden Untersuchung von 16 Texten aus der gleichen Textgruppenfamilie, mit ähnlicher Thematik und aus der historischen und sprachlichen Distanz von 300 Jahren erscheint ein quantitativ abgestütztes Vorgehen nicht nur erhellend, sondern notwendig.

34 Spillner 1995:69–70.

35 So Schlobinski 1996:15; vgl. auch Kap.1.2 und 2.1.

Deshalb wird mit quantitativen Aspekten hier ein Verfahren aufgenommen, das nach einer euphorischen Phase in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeitweise etwas in Vergessenheit geriet – mit deutlichen Anzeichen eines Trendwechsels in neuester Zeit. Dank leistungsfähigen Computern und intensiver Zusammenarbeit zwischen den mathematischen und linguistischen Disziplinen erlebt die quantitative Linguistik in jüngster Zeit wieder einen bemerkenswerten Aufschwung.³⁶ (Eine ausserordentlich interessante Darstellung der wichtigsten statistischen Untersuchungen in literaturwissenschaftlichen Diensten, hauptsächlich Autorbestimmungen und Stilanalysen, bietet Oakes.³⁷) Moderne Untersuchungen fragen im Gegensatz zu den Arbeiten der frühen Linguostilistik nicht mehr nach *d e m Stil* der Texte und sie gehen auch nicht davon aus, dass Stilaspekte mit quantitativen Mitteln erschöpfend zu klären seien. Auch in der vorliegenden Untersuchung ist die quantitative Auswertung weder Selbstzweck noch einziger methodischer Zugang; nach der auf quantitativen Kriterien beruhenden Situierung der Texte zueinander wird die Analyse- und Interpretationsarbeit mit ergänzenden Mitteln fortgesetzt.

1.3.2.1 Spezifische Prämissen der quantitativen Stilanalyse

Nur wenige Autoren setzen sich mit den *Prämissen* jeder quantitativen Auswertung auseinander. Sie werden üblicherweise stillschweigend vorausgesetzt (auch bei Analysen anderer methodischer Ausrichtung). Bolz³⁸ nennt folgende Grundannahmen: Eine eher selten diskutierte Prämisse ist die Zuverlässigkeit des Datenbasis, d.h. die Garantie für eine Materialauswahl, die im Hinblick auf die Untersuchungsfrage stichhaltig ist – etwa orthographisch unbearbeitete Quellen bei Fragen nach der Orthographie oder im Fall einer Autorenschaftsbestimmung ein Vergleichskorpus, das mit Sicherheit von den vermuteten Autoren stammt. Vorausgesetzt wird aber auch, dass Stil sich auf verschiedene Einflüsse zurückführen lässt (individuelle Fähigkeiten und Vorlieben, temporale Situierung, gattungsmässige Vorgaben u.a.m.) und sich in Texten in Form sprachlicher Präferenzen manifestiert. Diese „Stilmerkmale lassen sich durch kontrollierten Vergleich mehrerer Gruppen isolieren, welche sich möglichst nur in einer Hinsicht unterscheiden sollen“.³⁹ Eine Stilanalyse, die auch mit statistischen Erhebungen operiert, geht zudem davon aus, dass einige der Stilmerkmale auch quantitativ erfassbar sind, was bedingt, dass exakt zählbare Merkmale ausgewählt werden müssen.

36 Vgl. Forschungsübersicht im Sammelband Köhler/Rieger 1993.

37 Oakes 1998:200-229. Weitere Anwendungsgebiete werden vorgestellt: Studien zur Sprachverwandtschaft (230-236) sowie zu Schriftentzifferungen und maschineller Übersetzung (236-246).

38 Bolz 1984:196–197.

39 „z.B. es handelt sich um Texte verschiedener Autoren, sie behandeln jedoch das gleiche Thema, gehören dem gleichen Genre an und entstanden zu ähnlicher Zeit“ (Bolz 1984:196). Das Korpus dieser Untersuchung erfüllt diese Vorgaben: Es enthält Texte aus vergleichbaren Textsorten, mit vergleichbarer Thematik, vergleichbarer Entstehungszeit, doch unterschiedlicher Autorinnen und Autoren.

1.3.3 Individualstil?

Wie viele andere Verfasser älterer quantitativer Untersuchungen ist Els Oksaar im Jahre 1972 zuversichtlich, ja überzeugt davon, dass mit exakten, empirisch erhobenen Daten wie Wort- und Satzlänge, Worthäufigkeitsverteilungen, syntaktischen Konstruktionen etc. der Autorenstil festgemacht werden kann.⁴⁰ Diese Euphorie hat sich in der Zwischenzeit gelegt. Grimm kommt 1991 zum Schluss, dass einzelne dieser Merkmale für sich genommen zur Abgrenzung von verschiedenen Individualstilen nicht ausreichen, und dass nicht einmal Merkmalbündelungen unverwechselbare individuelle Konstellationen garantieren können.⁴¹ Er spricht daher vom „Mythos Individualstil“ und beurteilt die Übernahme dieses Begriffs von der Literatur- in die Sprachwissenschaft kritisch.

Individualstil aus linguistischer Sicht ist eine Erscheinung, die zwar aus der persönlichen Auswahl eines Autors aus alternativen sprachlichen Möglichkeiten resultiert, die jedoch stärker als der literaturwissenschaftliche Begriff der Beeinflussung durch äussere Faktoren unterworfen ist. Dieser Einfluss besteht besonders aus den durch den jeweiligen Funktional- oder Textsortenstil geschaffenen Rahmenbedingungen; aber auch innerhalb derselben Textgattung kann sich die Entscheidungshäufigkeit bei der Wahl bestimmter sprachlicher Mittel aus den verschiedensten Gründen von Text zu Text ändern.

Allzu optimistischen und Zweifel nicht zulassenden Aussagen bezüglich der eindeutigen Bestimmung eines zunächst unbekanntem oder zweifelhaften Textverfassers von Seiten der sog. 'forensischen Linguistik' muss daher mit grösster Skepsis und Vorsicht entgegengetreten werden.⁴²

Das Konzept eines exakt linguistisch bestimmbar Individualstils wurde immer wieder aufgegriffen, doch die Modellentwürfe und vorgeschlagenen Analyseverfahren sind denkbar heterogen. Es sind „hervorragende Arbeiten über Eigenart, Distribution und Funktion der verschiedenen Stilistika bei einzelnen Autoren [...]“ zu entdecken, doch „generelle modell- und regelorientierte Untersuchungen zum Individualstil, die ein gleiches Mass an wissenschaftlicher Stringenz und Plausibilität aufweisen, finden wir nicht“, stellt Sowinski noch 1988 fest – und daran hat sich in der Zwischenzeit wenig geändert, da noch kein allgemein akzeptiertes Modell darüber vorliegt, ab wann „mehr oder weniger häufig vorkommende isolierte Merkmale ‘mit besonderer Signalwirkung’“ sich zu einem typischen Individualstil verdichten.⁴³

Ziel, Möglichkeiten und Grenzen der quantitativen Stilistik hat Els Oksaar 1972 folgendermassen formuliert:

40 Oksaar 1972:632.

41 Grimm vergleicht Erzählungen von Thomas Mann mit solchen von Heinrich Mann und von Hermann Hesse. Er findet u.a. grössere Unterschiede *innerhalb* des Früh- und Alterswerkes Thomas Manns als zwischen den Spätwerken aller drei Autoren.

42 Grimm 1991:274; ebenfalls sehr kritisch zum forensischen Textvergleich äussert sich Brückner 1989.

43 Sowinski 1988:42 und Püschel 2000:478.

Die quantitative Sprachanalyse hat als Ziel, empirisch nachprüfbar, zahlenmässige Beschreibungen der Texte zu erstellen. Sie sucht nach Möglichkeiten, sprachliche Erscheinungen in eine Weise zu behandeln, die unabhängig vom Inhalt und den ästhetischen Werten ist. Eines ihrer Hauptanliegen ist es, durch das Aufweisen von Gesetzmässigkeiten in der Formalstruktur natürlicher Sprachen objektive Vergleichsmöglichkeiten der Texte zu schaffen.⁴⁴

Sie betont weiter, dass man sich der Grenzen der quantitativen Linguistik bewusst sein muss, im Besonderen, dass man „mit der statistischen Methode stilistische Feinheiten nicht erfassen kann“.⁴⁵ Trotz dieser Einschränkungen betrachtet sie das Vorgehen als geeignet, „praktische Aufgaben zu lösen“, wobei „für eine erschöpfende Textbeschreibung die quantitative und die qualitative Methode verbunden werden müssen“.⁴⁶ Diese Einschätzung der Leistungsmöglichkeit der quantitativen Stilistik dominiert auch in neueren und neuesten Arbeiten weiterhin.⁴⁷ Norbert Bolz definiert ‘Stil’ aus der Sicht der quantitativen Stilanalyse wie folgt:

Der Stil einer Gruppe von Texten beschreibt sich durch eine beliebig grosse, aber endliche Anzahl von Stilmerkmalen, von denen eine Textgruppe jedes einzelne mit beliebig vielen anderen Textgruppen teilen kann, deren Kombination jedoch nur für diese eine Textgruppe charakteristisch ist.

Dieser Stilbegriff löse „durchaus einige Probleme traditioneller Stildefinitionen, ohne den Gedanken der Singularität von Stil aufgeben zu müssen. Er ist in der Lage zu erklären, wieso Autorenstile einander ähnlich und doch individuell sein können: Weil sie eine Reihe von Stilmerkmalen gemeinsam haben, andere wiederum nicht.“⁴⁸ Bolz ist somit überzeugt, dass bei statistischer Untersuchung der geeigneten sprachlichen Merkmalsbündel die exakte Abgrenzung von Stilarten möglich sei, ob dies nun Individualstil, Genre-, Epochen-, Funktionalstile o.ä. betreffe.

In der vorliegenden Untersuchung soll die quantitative sprachstilistische Untersuchung lediglich Ausgangspunkt für weitere Arbeitsschritte sein. Von ihr wird keine abgeschlossene Stilsituierung der Einzeltexte erwartet. Sie ist Instrument zur möglichst kontrollier- und nachvollziehbaren sprachlichen Deskription der Quellentexte, nicht einer abschliessenden stilistischen Beurteilung.

44 Oksaar 1972:630.

45 Dabei übergeht sie auch die grundsätzliche Schwierigkeit, quantitative Beobachtungen zu qualitativen Aussagen auszuweiten. Eine Interpretation im Sinne der Literaturwissenschaft leisten sie nicht. „Die exakten Resultate haben oft eine sehr begrenzte Aussagekraft: die hohe Objektivität ist durch eine Reduzierung der Relevanz der Ergebnisse erkauft“ (Spillner 1974:84). Solange die Umsetzung der quantitativen Ergebnisse in literaturwissenschaftlich interessante Urteile nur in wenigen Fällen geleistet werde, „werden weiterhin interessante Einzelergebnisse angehäuft, ohne dass die Literaturwissenschaft einen spürbaren Erkenntnisgewinn erfährt“ (Bolz 1984:209).

46 Oksaar 1972:633.

47 Vgl. Pieper 1982, ausführlicher 1979:123-126; ein aktueller Ausblick auf den Stand der quantitativ und statistisch operierenden Textanalyse ist bspw. Schmitz 2000.

48 Beide Zitate aus Bolz 1984:195.

1.4 Aspekte der Stiluntersuchung historischer Texte

Eine spezielle Ausgangslage liegt vor, wenn ältere Texte einer Stilanalyse unterzogen werden sollen, wenn also die Produktionszeit und die Rezeptionszeit weit auseinanderliegen. Eine kommunikationstheoretische Stildefinition thematisiert auch die rezeptiven, interpretativen Vorgänge, die gerade bei historischen Texten nicht unproblematisch sind. Die folgende Stildefinition schliesst auch diesen Aspekt mit ein:

Gewiss kommt Stil nur zustande, wenn im Text formal beschreibbare (syntaktische, lexikalische etc.) Merkmale enthalten sind, die Stileffekte auslösen können. Wichtig aber ist, dass diese Merkmale auf eine – bewusste oder unbewusste – Auswahl des Autors unter den ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Realisierungsmöglichkeiten zurückgehen und dass man der gewählten Sprachform im Vergleich zu anderen Möglichkeiten gegebenenfalls eine Hypothese über die stilistische Absicht des Autors zuordnen kann. Wichtig ist ebenso, dass ein stilistisches Merkmal nur dann Stilqualität erlangen kann, wenn es im Rezeptionsvorgang vom Leser/Hörer bemerkt und durch seine Reaktion aktualisiert wird. Nach dieser Auffassung ist „Stil“ also eine dynamische Kategorie, die historischen Veränderungen unterworfen ist und bei der Lektüre jeweils bis zu einem gewissen Grade unterschiedlich aktualisiert werden kann. Stil ist nicht statisch, ein für allemal invariabel im Text kodiert, sondern historisch veränderlich und in jedem Rezeptionsprozess prinzipiell je anders rekonstruierbar. Dabei ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass im Text kodierte virtuelle Stilelemente bei der Lektüre nicht bemerkt und somit nicht als Stil rekonstruiert werden.⁴⁹

Diese Konsequenzen einer dynamischen Stilauffassung betrachtet Spillner als nur scheinbare Komplikation der Stilanalyse, die von der literaturwissenschaftlichen Analyse für vielfältige Stilvergleiche genutzt werden könne, indem sie entweder von den Stilreaktionen der heutigen Leser ausgehe oder aber den zeitgenössischen bzw. intendierten Leser rekonstruiere (z.B. mit Hilfe von Wörterbüchern und Grammatiken).

Wie bei dieser Rekonstruktion vorgegangen werden soll und wie ihre Gültigkeit nachzuweisen wäre, ist jedoch unklar, da keine wie auch immer geartete Analyse die Einflussnahme des Analytisten völlig ausschliessen und alle sprachgeschichtlichen und kontextualen Faktoren einschliessen kann. Die vorliegende Arbeit interpretiert daher ohne Rückgriff auf eine intendierte zeitgenössische Leserschaft und nimmt damit die Möglichkeit einer durch den zeitlichen, kulturellen und sprachlichen Abstand verursachten Fehlinterpretation in Kauf. Da dies auf der Vergleichsbasis von 16 gleichartigen historischen Texten geschieht, wird das Risiko grober Fehlinterpretationen etwas vermindert.⁵⁰

Nicht nur der temporale und kulturelle Abstand wirkt erschwerend. Auch die von Bolz genannten spezifischen Prämissen der quantitativen Stilanalyse entpuppen sich bei genauem Hinsehen als nicht unproblematisch. Bolz verschweigt, dass sie in der Realität nicht alle gleich gut zu kontrollieren sind. „Thematische Ähnlichkeit“ und „Zugehörig-

49 Spillner 1997:210–11.

50 So weist etwa Sowinski 1991:173-174 insbesondere für Fragen des Lexikons (z.B. zur Bestimmung von Archaismen/Neologismen) darauf hin, dass andere, zeitgleiche Texte zum Vergleich heranzuziehen seien, und dass die Befragung historischer Wörterbücher allein nicht ausreiche.

keit zum gleichen Genre“ sind ähnlich unscharfe Kategorien wie die „Entstehungszeit“ (mitunter wäre die Berücksichtigung des Alters der Autoren wichtiger als das exakte Übereinstimmen der Textentstehungszeit, um nur einen der kritischen Punkte zu verdeutlichen). Bolz sieht allerdings das Hauptanwendungsgebiet der quantitativen Stilanalyse in der Lösung von Zuordnungsproblemen, d.h. darin, Texte zu bereits sicher identifizierten Kontrollgruppen gesellen zu können; bei dieser bestimmten Anwendung lässt sich bei der Auswahl der Kontrollgruppe die Erfüllung einheitlicher Prämissen besser steuern als bei weniger engen Fragestellungen, wie sie der vorliegende Vergleich von Privatprosa darstellt.⁵¹

51 Fix 1991 und Sowinski 2003 (in der Einleitung) vertiefen die Analyse der methodologischen Probleme historischer Stiluntersuchungen.

